

Mein erstes Debut.

Stille und dem ständlichen Leben,
von H. F.

„Sie gehen zum Theater?“
„Ja“, antwortete ich stolz, „und ich
habe bei Schilling.“

Schilling war ein langjähriger
Mitglied des Hoftheaters meiner Vater-
stadt. Er führte gegen 30 Kreuzer
Honorar pro Stunde junge Kunstbe-
geisterte in die Geheimnisse der drama-
tischen Darstellung ein. Seine
Lehrmethode war einfach und schön.
Er ließ den Schüler irgend eine große
Rolle ansäuen und ließ ihn überhört
sie ihm dann, wobei er fortwährend
mit dröhnender Bassstimme comman-
dierte: „Rechte Hand hoch! — Mehr
Organ geben! — Linke Hand hoch! —
Pst — pst — leiser! — Vinten Fuß
zurück! — Dürster blicken! — Jetzt et-
was Sehnsucht ausdrücken“ u. s. w.,
bis die 30 Kreuzer im Schweiß des
Angehörigen des Schülers natürlich
verdient waren.

Zwei Jahre lang besuchte ich die
„dramatische Kunstschule“ Schillings,
bis ich nach seiner Verschönerung „fer-
tig“ war.

Als ich mich dann bei ihm erkun-
digte, was ich nun machen sollte, an-
wortete er mir pathetisch: „Hinaus in
die Welt gehen, Ihre Studien vertie-
fen!“ Flügel werden, junger Mann,
flügel werden!“

Und ich wurde flügge und flog bis
nach — Saarbrücken, wo ich mein er-
stes Debut machte.

Mein Direktor, Herr Meyer, eröff-
nete seine Vorstellungen mit dem
Schauspiel „Philippine Weller“, das
damals an allen großen und kleinen
Bühnen gespielt wurde, und mir war die
ehrenvolle Aufgabe zu Teil geworden,
als erste Rolle meines künstlerischen
Lebens den Hans Overholz zu ver-
körpern. Ich weiß nicht, ob der heu-
tigen jüngeren Generation dieser wüt-
tende junge Mann bekannt ist, und will
daher erläutern hinzusetzen, daß er
eine jener Sprechergestalten war, die
von denen jeder Schauspieler mit
einem gewissen Grauen erzittert, weil
sie von vornherein den Fluch der
Süchlichkeit an sich tragen und in der
Regel als verführerische Liebhaber hin-
ausgeworfen werden. Auch Hans
Overholz verfiel diesem Schicksal. Er
wirkte von Philippine Weller, die ihm
aber von einem höheren, dem Erzher-
zog Ferdinand, weggegriffen wird,
und zieht mit langer Nase ab. Wie
leicht hatte der Direktor mir gerade
daran die Rolle übertragen, weil mich
die gültige Mutter Natur mit einem
besonders ausgeprägten Niedrigorgan be-
geschenkt hat. Overholz ist der Sohn
eines der reichsten Platzhirsche in
Saar und tritt bemängelt im Stütz-
mit großem Prunk auf. Wie ich den-
selben repräsentiere, ist wohl nicht
hier der Ort zu erörtern: Ich trug eine
abgetragene, ehemals blau gefärbte Tü-
chelbrille der Frau Direktorin; meine
unten Extremitäten trugen in einem
Paar Beinleder von diesem, braunem
Düffel. Sie waren fast abgetrieben,
dafür aber an den Knien geknickt.
Den Beinleder schloffen sich ein
Paar kariertes Strümpfe an,
und da mir der Schuster die besten
ausgeschnittenen Schuhe nicht recht ge-
fiel, trug ich ein Paar große,
alte Gummischuhe, die mir der Kom-
reiter der Gesellschaft borgte. Sie waren
mir freilich zu groß, erhielten aber eine
ganze besondere Zier durch Inantriebe,
aus einem alten, baumwollenen
Wäscheband hergestellte Klettchen.
Mein Haupt bebede ein unendlich spiz-
siges, zerbrechliches Banditenhut, von dem
eine geknickte blaue Papierfeder
melancholisch herabhängte, und als ritter-
liche Wehr hatte man einen einen ein-
zeligen gewundenen alten Cavalierfä-
del umgeschlungen, den der Nachschäfer
von Saarbrücken der Direktion freund-
lich zur Verfügung gestellt hatte.

Dies war Hans Overholz von
Saar. Das Publikum mußte meine
Ercheinung zu würdigen, denn es be-
grüßte mich bei meinem geräuschvollen
Auftritt in Gummischuhen mit einem
vernehmlichen Röcheln. Und nun
sprach ich. Aber wie! Wie lehren
meines großen Meisters Schilling mich
gleich in meiner ersten Scene auf.
Ich bekam die harmlosesten Stellen
mit einem unheimlichen Pathos,
dazu der entsetzliche alte Säbel, der
mir immer zwischen die karierten
Beine geriet — na, es war schon
schön! Das Auditorium war ohne-
hin in bester Stimmung, aber nun
erst sollte das Geschehnisse kommen.
Als ich gerade mit höchstem Pathos
bekam, daß man von Saar in
Amerikaner davon reden solle, wie
Hans Overholz die Philippine Weller
heirathete, und dabei, meiner Stun-
den gebend, „reden Arm, linken
Arm hoch“ machte, erhob sich plötzlich
trauendes Gelächter — der schamlos-
weisse Uebel des alten Theatermeisters
kam plötzlich aus den Coullisen in den
Garten des alten Weller in Augenschein
gefallen, ließ sich zu meinen Füßen
nieder und bedeckte meine Gummis-
schuhe mit einem Schagen, als ob ihm
noch niemals eine solche Delikatesse
geboten worden sei.

Das soll ich noch erzählen. Den
Effekt dieses vielfachen Intermezzo
wirkte sich jeder selber selbst auszu-
malen. Der Vorhang mußte unter
lärmlicher Heiterkeit des Auditoriums
fallen.

Das war mein Debut!

— Empfindlich. Er: „Gib
mir noch ein Ständchen Zuerst zum
Affee.“ — Sie: „Wie, nachdem ich
Dir eben den Morgenkaffee gegeben,
verlangst Du noch Zuerst?“ — Heinrich:
„Du liebst mich nicht mehr!“

Zwei Brüder.

Deutsch-Amerikanische Erzählung, von H. F.

Es ist sonderbar, wie verschieden in
Allem oft die Söhne derselben Eltern
sind. Aber solche Fälle sind zahlreich
genug, daß wahrscheinlich ein Jeder
sich auf dergleichen erinnern kann.
Walter und Paul Münder waren
solche Brüder. Ihr Vater stammte
aus Deutschland und hatte sich im
westlichen Texas eine Ranch gekauft,
wobei er eine lange Reihe von Jah-
ren wie ein Einfiedler, fern von allen
Zeichen der Cultur, und nur darauf
bedacht, die Ranch allmählich in blü-
henden Zustand zu bringen und seine
zahlreiche Familie einst in Wohlstand
zurückzulassen, lebte. Münder war
inzwischen ein Mann von Bildung — einer
jener deutschen „lateinischen Farmer“,
wie deren heute noch im weiten Gebiet
der Vereinigten Staaten hie und da
anzutreffen sind, und die geistige Bil-
dung, die er sich selbst auferlegt hatte,
durchzuweisen wußte, fiel ihm doch,
meistens aber in den ersten zehn Jahren,
recht schwer. Damals hatte er sich
angeeignet, in seinen Briefen in die
Heimath von seiner Besingung im rau-
hen, wüsten Texas, wo nur Cowboys
und Indianer manchmal etwas Ab-
wechslung in die Stille brachten,
als seinen Patmos zu sprechen. Und bei
allen handgreiflichen Realitäten
seines einsamen und rauhen Lebens
blieb der Mann doch ein Idealist sein
ganzes Leben lang. Die Freiheit, die
Unabhängigkeit in politischer Hinsicht,
ein Leben frei von allen europäi-
schen Conventionalitäten des europäi-
schen Continents, das hatte er gesucht
hier im fernen Westen Amerikas, und
das, so betonte er immer wieder, wenn
ihm die Erinnerung an eine glückliche
Jugendzeit und an die goldenen Tage
seiner Berufsentscheidung in der Seele
aufstiegen, hatte er auch wirklich ge-
funden. Freilich, gelang es ihm in-
geheim, hatte er damit noch nicht das
Glück gefunden. Sein Weib, die
Tochter eines Richters in der östlich-
lichen Heimath, war ein gebildetes,
hartes Weib, die nie den Rath verlor
und sich ganz wohl fühlte auf ihrem
eigenen Grund und Boden, wo die
Weise ihrer Kinder stand.

Dem Vater nach war der älteste
Sohn gerathen; Walter barg auch im
Grunde seines Herzens denselben un-
ausgesprochenen Idealismus, dieselbe
überaus Willenskraft, das selbe feste
Pflichtgefühl, das den Vater auszeich-
nete. Unermüdet lernte er — wußte
strengte er seinen jugendlichen Verstand
an's Werkzeuge an, so viel Kenntnisse
wie möglich zu sammeln, und da-
bei war er schon als Knabe die ver-
lässigste Stütze auf der Ranch, der
künftige Reiter, der beste Schütze der
Umgebung. Paul, der zweite Knabe,
war ganz das Gegentheil. Doch von
ihm später. Mit 18 Jahren war Wal-
ter, der von schlanken, kräftigen Jün-
geren herangewachsen, im Stande, die
strenge Aufnahmeprüfung in West
Point zu bestehen. Denn sein höchster
Wunsch war von jeher gewesen, in die
Bundesarmee einzutreten und als
tüchtiger Officier sich seinem Vater-
lande in den künftigen Kämpfen mit
den Indianern nützlich zu erweisen.
Es blieben noch genug Kinder auf der
Ranch zurück, sagte er. Einige Jahre
später, als er Lieutenant im 8. Caval-
ry-Regiment geworden war, zeich-
nete er sich auch schon mehrfach bei ei-
nem Winterfeldzug gegen einen räube-
rischen Stamm der Apaches aus, der
die Reservation verlassen und Tod und
Verderben bis zur mexicanischen
Grenze hin verbreitet hatte. Walter
liebe seinen Beruf, trotzdem er be-
schwerlich und wenig lohnend war, auf
entschieden Weise, und sein Ruf als
tüchtiger und tapferer Soldat stand
bald fest. Mit 25 war er schon
zum Grade eines Ersten Lieutenants
avancirt und hatte mehrmals ehren-
volle Wunden davongetragen.

Da befand er seine Eltern auf der
Ranch und fand seinen jüngeren Bru-
der Paul in ziemlich verwahrlostem
Zustand. Paul klagte über das die-
einsame Leben auf der Ranch, und
Walter und Walter klagten wieder über
ihm, daß er träge, eitel und zu Nichts
zu gebrauchen sei. Walter, der acht
Jahre älter war, nahm den Burlesken
vor, und auf Paul's Drängen ver-
sprach er, sich seiner annehmen und
ihm eine Erbschaft in der Arme zu er-
offnen. In der kleinen Garnisons-
stadt, die mit dem Fort verbunden
war, wo Walter sich befand, stand er
in die beste Schule und ertheilte
ihm außerdem noch selbst Privatunter-
richt, um ihn so für West Point vorzu-
bereiten, denn er fand Paul's geistige
Fähigkeiten sehr beachtenswerth. Aber
der ältere Bruder hatte von Anfang an
die größten Schwierigkeiten mit dem
Jüngeren. Allerdings besaß Paul,
wie sein Bruder, eine ausgeproben
natürliche Gabe für jede Art von for-
perlicher Übung, und in Fort Huitchin-
war er unter den Damen bald be-
kannt als der eleganteste Tänzer und
der feurigste Courtmacher, und unter
den Männern als ein vorzüglicher Re-
iter, Schütze, Jäger und Schwimmer.
Dabei hatte ihm die Natur auch noch
besonders bevorzugt in seinem Ausse-
hen, denn er war entschieden ein sehr
starker, hübscher Jüngling. Inbe-
sondere nach ihm jede anstrengende geistige
Thätigkeit wieder, und er hatte wieder
Pflichtgefühl noch sonstige erhe-
bende Tugenden. Es war mit Rath, daß
Walter seinen Bruder, der auf
Bemittelung desselben Congreß-
mandats eine Vacanz in West Point er-
halten hatte, in die Militärschule
aufnehmen lassen konnte, und auch
während der Studienjahre daselbst
zeichnete er sich durch ungewöhnliche
Trägheit aus, obwohl er trotz alledem
zu den beliebtesten Cabetten zählte,
denn sein Wesen und seine äußeren

Vorzüge waren eben zu beständig.
Walter selbst hatte, trotz aller Charak-
terfehler seines jüngeren Bruders, die
seiner Scharfblütigkeit natürlich am we-
nigsten entgangen waren, eine beinahe
krankhafte Zuneigung, eine beinahe
mütterliche Fürsicht für ihn gefaßt,
und von seinem Gehalte wandte er
bis Paul endlich seine Ernennung als
Officier erhielt, mehr für den Bru-
der als für sich selbst auf.

Als Paul nun endlich seine Ernennung
hatte und in dasselbe Regiment
mit seinem Bruder kam, da bestreite
sich Walter wieder, wie er's schon vor
Jahren gethan, einen tüchtigen und
geschickten Menschen aus ihm zu ma-
chen. Aber Paul wollte von dem
brüderlichen Bevormundung nichts
wissen. Er war jetzt erwachsen, um
halbe Kopfhöhe größer als der Ältere,
und da die Danbarkeit nicht zu
seinen Vorzügen gehörte, so wies er
jeden Rath, jede Ermahnung mit
Spott und Hohn zurück. Er zog es
vor, der gesellschaftliche „Vorne“ des
Regiments zu sein, den jungen Damen
sämmtlich die Köpfe zu verdecken, und
seine übrige Freizeit auf angenehme
Weise zu verbringen. Nur wenn er
wieder einmal im Pöbel mehr Geld
auf Parole verloren hatte, als er sein
nammte, kam er zu Walter und bat um
Hilfe. Und dieses wurde ihm von
dem gutmüthigen Bruder auch jedes-
mal gewährt. Es kamen Monate vor,
während der Walter namentlich von
„hard tack“ und Maisbrot lebte,
nur um die Spielguthen seines leicht-
fertigen jüngeren Bruders bezahlen zu
können. Wenn er dann aber dem
Letzteren erst in's Gewissen zu spre-
chen versuchte, so lachte dieser nur auf
seine halb freche, halb leibschwürische
Manier und betörte seinen Bruder
auf die Zukunft. „Ich bin nun mal
so, Du mußt mich eben nehmen wie ich
bin. Später, wenn ich in die Jahre
komme, werde ich schon vernünftiger
werden.“ So sprach er dann, und auf
diese Weise waren zwei Jahre vergan-
gen.

Oft schon hatte Paul geklagt über
das langweilige Garnisonleben, und
hätte den Wunsch betont, den Krieg
auch endlich einmal im Ernstfeld zu
lernen. „Dann wirst Du sehen“,
Bruder, daß ich den richtigen Stoff in
mir habe“, hatte er wiederholt bei sol-
chen Gelegenheiten bemerkt. Und sein
Bruder hatte ihm dann ernst angeblid-
telt, hatte den Kopf etwas geneigt und
geschüttelt und hatte nur erwidert: „Ich
will's hoffen, Paul, ich will's hoffen“,
zur Ehre ihres Namens.“

Und nun war endlich die Gelegenheit
gekommen. Die Apaches hatten sich
wieder einmal auf den Kriegspfad be-
geben. Der directen Anlaß zu ihrer
Erhebung hatten natürlich die Betrüb-
ger der Indianer — Contractors
gegeben, die zu viel Sand in das ge-
lieferte Mehl und zuviel Shoddy in
die gelieferten Wolldecken gelassen hat-
ten. Und jetzt wollten die rothen Zün-
gel wieder wie es ihre Vater schon vor
ihnen thaten — der unschuldige An-
fänger, der Rancher und der friedliche
Bürger wurden beraubt und ermordet,
und Antel Sam's Soldaten mußten
gegen die rothhäutigen Hüllen in's
Feld rücken. Eine Schar der In-
dianer hatte sich, wie die Ranchhüter
ermittelten, nach dem westlichen Texas
geschlagen, wo sie in San Geronimo
County, demselben wo die Münder-
Ranch lag, wie die leibhaftigen San-
tanistinnen hausten. Und dem De-
tachement, das unter Major Kimberley
dorthin den Indianern nachfolgte,
wurden auch die beiden Brüder mitge-
geben.

Dies war aber die Gelegenheit, auf
die Paul so lange gewartet hatte, um
sich Vorzeichen zu holen. Galt es doch,
die Heimstätte der Eltern zu schützen
und die Niedermetzung unschuldiger
zu ahnden. Und Paul führte während
der ersten 50 Meilen, die zu Pferd bei
glühendem Sonnenbrand zurückgelegt
wurden, noch die beständigen Reiter und
sehrte sich darauf, mit den Apachen
Abrechnung zu halten. Sein Bruder,
der ruhige, eiserne Walter, der den
Indianerkrieg kannte, sagte nicht viel,
sondern that nur seine Schuldigkeit in
vollem Umfange. Und als die Truppe
in die Gegend kam, wo die Indianer
siegend und brennend gehauf hatten,
als man die rauchenden Trümmer ein-
gegrasteter Gebäude sah und die grau-
sam verblühten Leichen der Ermor-
deten, diese Stelle, die mit einem
monatlichen Eintommen von 100 Dol-
lars dotirt ist, einen von ihnen bei-
den zuwerfen.“

Die Herren Richard Lowe und Har-
ry Harrison erhoben den Kopf etwas
und richteten die Blicke mit dem
Ausdruck begreiflicher Neugierde auf
ihren Chef, der folgenmaßen fort-
fuhr:

„Zunächst, meine Herren, einem von
Ihnen beiden und zwar demjenigen,
der mit binnen einer Stunde, also bis
11 Uhr, eine Colonne liefert, die
geeignet ist, in Detroit einiges Aufse-
hen zu machen. Denn bei einem Jour-
nales kommt es nicht bloß darauf an,
etwas Gutes zu liefern, das dem
Sehnsucht der Leser zuzufuhr, er muß
auch die Gabe besitzen, das Gute rath-
sam zu liefern und sich den Augenblick
dienlich zu machen. Also binnen ei-
ner Stunde, bis 11 Uhr! Und nun
machen Sie sich an die Arbeit!“

Walter erblühte bis an die Haare
wurden und einen Moment schwanke
seine kräftige Gestalt. Sein Kamerad,
der jüngere Officier, wandte sich schnell
um, als habe er nichts gesehen, und der
alte Sergeant blidte nur schnell auf
seinen Vorgesetzten, um dessen Wei-
sungen aus den Augen zu lesen. Aber
Walter ärgerte nicht einen Moment.
Mit zwei Schritten stand er an der
Seite des Feiglings. Er legte ihm die
Hand auf die Schulter und sagte in
ruhigem, militärischen Tone: „Vie-
len Dank, mein Herr, Sie sind sich
selbst nicht bewußt, daß Sie sich selbst
bei dem Commandanten, Major
Kimberley, ich werde über Ihren Fall
Bericht erstatten.“

Damit wandte er sich ab und ging
die 100 Yards lange Strecke des En-
gpasses wieder zurück, wo er den Major
gesehen hatte, und machte er seine
Wendung in festem Tone. Aber dann
trat er hervor, mitten in den Pfad, der
den Engpaß durchschnitt, wo das
Mondlicht strahlte, und blidh schnell
hatte er sein weißes Taschentuch her-
ausgenommen und es über die Brust
ausgestreckt. Und die Apachen da
oben hinter ihren Schlupfwinkeln sahen
diese Scheibe deutlich im Silberlicht
des Mondes glänzen, und eine Stunde
später erschollen gleichzeitig 4 Schüsse.
Zwei davon hätten schon genügt, denn
mit erschüttertem Kopf und durch-
schossener Brust fiel Walter Münder
vornwärts auf die Steine.

Die Ehre des Namens war geteilt.

Reporterphantasie.

Von W. H. Kallmann.

Das war wirklich eine ganz merkwürdige Geschichte. Eines Tages er-
schien nämlich in der „Leuchte von
Bismarck“ eine von John Stewart,
dem Editor, geschriebene Notiz, die folgen-
dermaßen lautete:

„Wir bedauern es aufrichtig, daß
unser vollständig nach seinem Verthe
geschätzter Redaktionscolleague Ward
seine Beziehungen zu unserer Blatte
gelöst hat und wir geben zugleich der
Hoffnung Ausdruck, daß dieser ehren-
werthe Herr recht bald eine neuen
Talente entsprechende Stellung als
Korrespondent, Siefelpuffer, Ramin-
feger oder Bahndammbohrer fin-
den möge.“

An demselben Vormittag, an dem
diese Notiz in der „Leuchte von Bismarck“
erschien, begab sich der Editor
in das Reportergemach seines Jour-
nals, wo er die beiden Hauptreporter,
die Herren Richard Lowe und Harry
Harrison, bereits bei der Arbeit fand.
Sie waren damit beschäftigt, einen
Brand zu beschreiben, der in der Nacht
ein Haus in Detroit eingeäschert hatte
und während Harry Harrison die
Entstehung und den Verlauf der
Feuersbrunst schilderte, war Richard
Lowe, dessen Stärke die phantasievolle
Ausfädelung der Thatsachen war, die
Aufgabe zugefallen, die Epikede
von der Wuthung eines schlafenden
Kindes zu schildern, das ein braver
Feuerwehrmann von Detroit, dessen
Bekendtheit sich die Nennung seines
Namens ernstlich verdienen hatte,
mitten aus den Flammen herausgeholt
hatte.

„Meine Herren“, sagte der Editor
hier zu seinen beiden Mitarbeitern, in-
dem er, wie es seine Gewohnheit war,
mit raschen Schritten im Zimmer auf-
und abging, „Sie wissen, daß nach dem
zu schmächtlichen Verbalten dieses Rum-
pold Ward die Stelle des Politikers in
unserem Bureau zu belegen ist.
Nun wohl, meine Herren, ich habe be-
schlossen, diese Stelle, die mit einem
monatlichen Eintommen von 100 Dol-
lars dotirt ist, einem von Ihnen bei-
den zuwerfen.“

Die Herren Richard Lowe und Har-
ry Harrison erhoben den Kopf etwas
und richteten die Blicke mit dem
Ausdruck begreiflicher Neugierde auf
ihren Chef, der folgenmaßen fort-
fuhr:

„Zunächst, meine Herren, einem von
Ihnen beiden und zwar demjenigen,
der mit binnen einer Stunde, also bis
11 Uhr, eine Colonne liefert, die
geeignet ist, in Detroit einiges Aufse-
hen zu machen. Denn bei einem Jour-
nales kommt es nicht bloß darauf an,
etwas Gutes zu liefern, das dem
Sehnsucht der Leser zuzufuhr, er muß
auch die Gabe besitzen, das Gute rath-
sam zu liefern und sich den Augenblick
dienlich zu machen. Also binnen ei-
ner Stunde, bis 11 Uhr! Und nun
machen Sie sich an die Arbeit!“

Walter erblühte bis an die Haare
wurden und einen Moment schwanke
seine kräftige Gestalt. Sein Kamerad,
der jüngere Officier, wandte sich schnell
um, als habe er nichts gesehen, und der
alte Sergeant blidte nur schnell auf
seinen Vorgesetzten, um dessen Wei-
sungen aus den Augen zu lesen. Aber
Walter ärgerte nicht einen Moment.
Mit zwei Schritten stand er an der
Seite des Feiglings. Er legte ihm die
Hand auf die Schulter und sagte in
ruhigem, militärischen Tone: „Vie-
len Dank, mein Herr, Sie sind sich
selbst nicht bewußt, daß Sie sich selbst
bei dem Commandanten, Major
Kimberley, ich werde über Ihren Fall
Bericht erstatten.“

„Sieh so!“, sagte der Editor. „Sie ha-
ben das Alles nur geträumt! Und der
Leiter wird das übersehen, wie ich es
übersehen habe. Nicht übel! Oh, Sie
sind ein geriebener Burleske, kleiner
Harry!“

Am anderen Morgen erschien in der
„Leuchte von Bismarck“ die Notiz über
das Schwein, das den übermäßigen
Genuss von Bismarck mit seinem Leben
zu bezahlen hatte und das noch 40
Pferde mit sich in das Verderben riß.
Man sprach ziemlich viel über den seltsa-
men Vorfall, aber man hielt ihn
nicht für eine Thatsache, sondern für
die Erfindung eines rethorischbedürftigen
Fabrikanten, und so blieb die er-
wartete Wirkung aus. Von der
„Leuchte der Bismarck“ wurden nur
etwa 80 Exemplare mehr als gewöhn-
lich abgesetzt; immerhin ein Erfolg,
der sich jedoch in bescheidenen Grenzen
hielt.

Ganz anders war die Wirkung,
welche die kleine Geschichte von dem
„Mädchen mit der blauen Feder“ hatte.
Sie fiel wie eine Bombe unter das
Publikum und richtete besonders in
den Köpfen der Frauen, aber auch unter
der männlichen Jugend die stärksten
Verheerungen an. Ein junges
hübsches Mädchen, dem jeden Tag eine
blaue Feder auf dem Kopfe wuchs, die
am Abend wieder abfiel, wie ein wel-
ches Blatt, — hatte man je je etwas
gehört?

Aber ob wohl die Geschichte auch
wahrscheinlich, — fragte man sich,
Nun, man konnte sich ja durch den Au-
genschein überzeugen. Und am Nach-
mittag pilgerte Alles nach dem Bier-
garten des Brauers Thomas Slater
und man bestellte sich, früh genug hin-
zukommen, ehe noch die Feder abgefal-
len war. Aber die schöne Kitty war
nicht zu sehen, denn sie war trant und
lag zu Bette. Und so oft man den
Bater nach seinem Tischechen fragte,
welche die Feder des Tages erreicht
hatte, brummte Thomas Slater vor
sich hin: „Dummes Zeug! Sind die
Leute denn alle verrückt? Am nächsten
Tage aber, als er sah, daß sein Gat-
ten wieder mit Gästen gefüllt war, gab
er ausweichende Antworten und erklä-
te, mit einem Seufzer, daß sein Tis-
chen „in den Federn“ stehe, weil sie
trant sei.

Aber bald genug kam der Tag, an
dem die schöne Kitty wieder gesund
wurde. Denn nun war folgendes ge-
schehen: die Nummer der „Leuchte von
Bismarck“, in welcher die Notiz von
dem Mädchen mit der blauen Feder
erschienen war, hatte reißenden Absatz
gefunden und in Folge dessen hatte
Harry Harrison die Stelle des Politi-
kers in der Redaktion dieses Blattes
erhalten. Und nun konnte der kleine
Harry als ein Mann mit gutem und
schickem Eintommen vor den Vater
der Geliebten treten und um die Hand
der Tochter bitten, die ihm auch nicht
verlangt wurde. In der „Leuchte der
Bismarck“ aber erschien eines Tages
eine Notiz, welche den Leser darüber
aufklärte, daß es sich ja, wie auch
schon aus der Ueberlieferung zu erhellen
sei, bei jener Notiz über das Mäd-
chen mit der blauen Feder um den
Traum eines Reporters gehandelt
habe.

Blauer Himmel.

Von Karl Bulcke.

Blau liegt und klar der Himmel
Und auf der Welt ist Ruh;
Ein Baum wiegt seine Äste
Und schläft, und träumt wie Du.

Ein Glodenklang gen Himmel
In seligem Frieden zieht,
Und hoch im Baum singt fliegend
Ein Vogel sein kleines Lied.

O Gott, wie ist das Leben
So feierlich und schlicht.
Es hebt ein Laut sich leis,
Er klingt und hört Dich nicht.

Mein Freund, was kommen auf ein-
mal
So heile Tränen Dich an?
Mein armer Freund, was hast Du
Mit Deiner Jugend gethan —?

— Getrünter Erbeizig.
„Fräul'n Doctorin, i thät schön bitten
un a Biss'l was!“ — „Da haben Sie!
Im Ubrigen, schenken Sie sich, zu be-
teinen!“ — „So, schön! Dös wär der
Dant dafür, daß mir, dös weiblichen
Fechter, eigentlich die Anregung zur
Frauenemancipation geben hab'n!“

— Am Eisenbahnshalter.
Bismarck: „Ah, schon vernünftig? Gra-
tulare — angenehme Hochzeitsfeier!“
— Junges Paar: „O nein! Unbe-
wundliche Hindernisse im Wege! Sa-
gen gemeinsamen Tod!“

— In p a s s e n d. Gnädige Frau
haben wohl den schönen gelben Le-
berger nicht mehr und an dessen Stelle
jeht den schwarzen Pudel?“ — „Ge-
wisshet, ich habe meinen Leoberger Hund
noch, Herr Affessor, aber, wie Sie wis-
sen, bin ich in tiefer Trauer und kann
da doch nicht gut mit dem hellen Thiere
ausgehen!“

— Kinder von heute. Mutter
(zum kleinen Karl): „Du bist aber
heute wieder einmal recht unartig!“
— Kann ich dafür, daß Ihr mich nicht
besser erzogen habt?“

Unsere Kinder.

Wie oft hört man die Klage über
Undankbarkeit der Kinder und wie
häufig hört man die Eltern sagen:
„Als ich jung war, da war es anders,
da nahm man nicht alles Gebotene als
selbstverständlich hin, man mußte sich
ein Veranlassen, eine Freude oder ein
Geschenk erst verdienen.“ Dieser
Ausspruch enthält viel Wahrheit. Die
raschlebige Jugend hat ihren Stempel
leider auch der Kindesseele aufgedrückt.
Sowie im unschuldigen Spielzeug alle
Erregungsfähigkeiten des Geistes und der
Industrie reproducirt werden, sowie
man in den Kindern Wünsche erweckt,
deren Befriedigung sie sich später oft
nicht gönnen können, legt man in ihre
Hergen den Keim zur Selbstsucht, und
nicht den Sinn dafür, daß der Mensch
erst etwas lernen, erst arbeiten, erst
etwas verdienen muß durch sittliches
Verhalten und geistiges Wirken und
können, ehe er die Früchte genießen
darf. Das gefährliche Princip, das
bei so vielen Kindern in der Jugend
angekornet wird, sich durch Geschenke
Gehorham und Liebe zu erkaufen, hat
oft schlimme Folgen. Da werden die
Kinder mit Gaben überschüttet, anstatt
sie darauf hinzuwirken, daß sie solche
erst verdienen müssen. Sie haben
Reichtum und schätzen ihn nicht, sie
besitzen Talente, die sie vernachlässigen.
Und warum? Weil ihnen alles un-
verdient in den Schoß gefallen, weil sie
nicht selbst dafür bemüht, nicht ge-
arbeitet und gekämpft haben. Sie neh-
men es als selbstverständlich hin und
werden erst später befehen inne, wie viel
ihnen in der Jugend verloren gegan-
gen. — Macht einmal den Versuch,
laßt ein Kind sich ein Vergnügen selbst
erwerben, sei es durch Spargeln des Tas-
chengeldes, sei es durch kleine Dienst-
leistungen, und dann beobachtet die
reine, unverschämte Freude, die sich
aus den unschuldigen Zügen abspie-
gelt, sehr und vergleicht sie mit der
Eck der stumpfen Gleichgültigkeit, die
Eck oft kränkt, wenn das Kind wie
gewöhnlich haben kann, was es will.

Man lehre die Kinder, sich zu fragen:
Verdiene ich, was Du bestellst, was?
Dürft ein glühendes Gesicht verhehen da?
— Sie sollen danach streben, nicht
nachlassen im Eifer, sondern ihre
Kräfte erproben, ihre Ehre dabein
setzen, das zu verdienen suchen, was
ihnen ohne Mühe zugefallen, in Be-
scheidenheit, Demuth und Gehorham
sich selbst nie genug thun. Dann erst
besitzen sie. Denn, was wir nicht selbst
verdienen, das machen wir uns inner-
lich nicht zu eigen, das vermag uns
nicht zu beglücken. — Wie wertvoll
bündt den Menschen das erste, was
Mühe und Arbeit verdiente Geld, wäh-
rend die gleiche Summe, als Geschenk
erhalten, keinen Eindruck macht! Es
wächst mit dem „Verdienen“ dessen,
was wir besitzen, die Kraft, der Muth
und das Selbstvertrauen, Eigenschaften,
die ein jeder tüchtiger Mensch sein
eigen nennen muß. Deshalb ist ein
eines Hauptaufgabe der Erziehung,
frühe darauf hinzuwirken, daß dem
jugendlichen Gemüthe nachhaltig
eingepägt werde: Verdienne was Du hast,
was Dich umgibt, Dich erfreut, ver-
diene Dir die Liebe der Menschen, er-
winde Dir die Achtung und erwerbe
Dir mit Fleiß und Ausdauer Deinen
Platz unter ihnen. — Nicht auf die
Unbestimmte und Schwankende im Le-
ben, sondern auf die Verwirklichung
in einem Guten soll die Erziehung
gerichtet sein, ganz besonders aber auf
die Ausbildung des Gemüthes und
Characters, und sie soll die jungen
Menschen befähigen, den Wechsel des
irdischen Glückes mit Muth und from-
mem Sinne später zu ertragen.

Gedichten in Wales.

Sonderbare Hochzeitsgebräuche herr-
schen in Wales (England). Am Hoch-
zeitsgast geben sich die Freunde des
Bräutigams auf dem besten Pferde zur
Wohnung des Bräutigams. Sobald
sie hier alle versammelt sind, begibt
sich die ganze Cavalcade zum Hause
des Brautvaters. Hier springen einige
Reiter vom Pferde und verlangen in
wohlfestem Reimen, daß die Braut
dem Bräutigam ausgeliefert werde.
Einige ihrer Freundeinnen geben eine
possehafte Antwort in Versen, in welcher
sie die jungen Leute einladen das Haus
zu betreten und die Braut zu suchen.
In ächterer Schen hat sich diese unter-
breiten verborgen, aber die heimliche
Furcht, durch zu langes Zögern die
langersehnte feierliche Ceremonie der
Eheschließung ungenüßig aufzuhalten,
treibt sie bald, sich finden zu lassen.
Zu Pferde bricht nun die ganze fest-
liche Gesellschaft zur Kirche auf, wobei
der Vater der Braut an ihrer Seite
reitet. An Kreuzwegen, Seitenpfaden
und bei sonstigen passenden Gelegen-
heiten macht er schmückliche Verweise,
mit seiner Schuchbesonnen zu entziehen,
was natürlich von den jungen Män-
nern mit großem Hallos bereitet wird.
Der oft ein bis zweihundert Personen
zählende Zug erreicht nach einer An-
zahl vergeblicher Fruchtversuche endlich
die Kirche und das eine Band wird
zwischen den Liebenden geknüpft. Nach-
dem dies geschehen, krönt die Hoch-
zeitsgesellschaft aus der Kirche und be-
gleitet sie, mit dem jungen Paar an der
Spitze, zu der künftigen Wohnung der
Neuvermählten, wo man einen lustigen
Tag verbringt.

— Der Trauer angemes-
sen. Tante (nach dem Begräbnis
ihres reichen Vaters, den der flüchtige
Vetter beerbt): „Du wußst doch nicht
jeht etwa in eine Kneipe gehen!“ —
Student: „Nur in ein Weinhaus!“
— Gemüthlich. Gast: „Da
schwimmt ein rothes Haar in der
Suppe; gewiß wieder von der Zeng!“
— Wirth: „Na, die arme Person kann
doch nichts dafür, daß sie rothes Haar
hat!“